

MATTHIAS DALL'ASTA
HEIDI HEIN
CHRISTINE MUNDHENK
(Hg.)

AKADEMIE-
KONFERENZEN



Philipp Melanchthon in der Briefkultur des 16. Jahrhunderts



19

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



AKADEMIKONFERENZEN

Band 19



Philipp Melanchthon in der Briefkultur des 16. Jahrhunderts

Herausgegeben von

MATTHIAS DALL'ASTA

HEIDI HEIN

CHRISTINE MUNDHENK

im Auftrag der

Heidelberger Akademie der Wissenschaften,
Akademie des Landes Baden-Württemberg

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

UMSCHLAGBILD

Sondermarke: *Philipp Melancthon* (Theologe, Humanist), 1960

ISBN 978-3-8253-6487-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2015 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag-hd.de

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort von Thomas Maissen	3
Einleitung der Herausgeber	5
Abkürzungen	11
Matthias Dall'Asta <i>Disiecta membra</i> . Briefe als Quelle der Kulturgeschichte	13
Christoph Strohm Südwestdeutsche Reformatorenbriefwechsel als Forschungsgegenstand ..	35
Max Graff und Thomas Wilhelmi Theologen-Briefwechsel des 16./17. Jahrhunderts. Zum Vorgehen bei deren Sammlung und Erschließung	51
Harald Bollbuck Die digitale Edition. Praktikabilität, Chancen und Risiken	71
Howard Hotson Reassembling the Republic of Letters. Rekonstruktion der Gelehrtenrepublik, 1500–1800	91
Stefan Rhein Briefe als Selbstzeugnisse: Annäherungen an Philipp Melanchthon	107
Christine Mundhenk Zwischen Würdigung und Kritik. Melanchthons Äußerungen über den alten Luther	131
Franz Brendle Karl V. und Melanchthon	147
Torsten Woitkowitz Die Freundschaft von Melanchthon und Joachim Camerarius im Spiegel von dessen Korrespondenz mit Christoph von Karlowitz	163

Wilhelm Kühlmann Der Briefschreiber Melanchthon als Leser und Vermittler der antiken und zeitgenössischen Literatur	181
Judith Steiniger Melanchthons Verhältnis zur Basler Geistlichkeit im Spiegel seiner Korrespondenz	203
Otfried Czaika Melanchthon und Skandinavien: Die exportierte Reformation	237
Martin Greschat Die gescheiterte Reformation: Melanchthons Beziehungen zu England und Frankreich	261
Markus Hein Melanchthon und seine Beziehungen nach Osteuropa und das Bild der Türken	275
Gregory B. Graybill <i>Melanchthons Briefwechsel</i> as a Biographical Source	295
Marion Bechtold-Mayer Stipendium – Stellung – Förderung. Die Empfehlungsschreiben Philipp Melanchthons	307
Heinz Scheible Fünfzig Jahre Melanchthon-Forschungsstelle	317
Register	333
Verzeichnis der Beiträge	347

Thomas Maissen

Geleitwort

Wenn ich die Tagung vom September 2013 Revue passieren lasse und zu diesem Sammelband, der daraus hervorging, ein Geleitwort schreibe, so geschieht das durchaus mit Nostalgie. Bei den Planungen der Tagung, welche die Forschungsstelle für die Edition von Melanchthons Briefwechsel in vorbildlicher Weise vorbereitet hat, wirkte ich noch in Heidelberg und unter anderem als Vorsitzender der Kommission, welche die Editionsarbeit begleitet. An der Tagung selbst nahm ich gleichsam als Gast teil, nachdem ich eben die Direktion des Deutschen Historischen Instituts in Paris angetreten und den Kommissionsvorsitz dem bestens ausgewiesenen Kollegen Volker Leppin aus Tübingen übergeben hatte.

Wenn diese Übergabe völlig unproblematisch vonstatten ging und die Tagung selbst ein schöner Erfolg wurde, so liegt das am Personal der Forschungsstelle und an dem ausgezeichneten Ruf, den sie sich in den fünfzig Jahren ihres Bestehens in der internationalen Forschungslandschaft erworben hat. Das zu betonen ist wichtig, gerade in einer Zeit, in der Forschungsprojekte ebenso zahlreich wie kurzlebig geworden sind und nach kurzer Zeit Erträge abwerfen müssen, die weniger inhaltlich definiert werden als formal: Qualifikationschriften. Eine Forschungsstelle, die der internationalen Forschung jährlich im Herbst einen Band von Melanchthons Briefwechsel zur Verfügung stellt, ist dagegen ein ebenso berechenbares wie langfristiges Vorhaben, dessen Ergebnisse voraussetzungsreich sind, aber auch eine ganz andere Halbwertszeit beanspruchen dürfen. Die Vorstellung, dass auch ich das geplante Ende des Editionsprojekts im Jahr 2030 als Rentner erleben werde, hat mich bei der Übernahme des Vorsizes 2007 zuerst etwas erschreckt. Doch zugleich ist es eine eminente Qualität des Wissenschaftsstandorts Deutschland, der die gründliche Erforschung des Praeceptor Germaniae in seinen vielen Zusammenhängen über eine solide und dauerhafte Finanzierung sicherstellt.

Die Anfänge dieses Projekts reichen wiederum in eine Zeit, als ich noch nicht geboren war. 1961 verfasste Heinz Scheible nach umfangreichen Vorabklärungen und Materialsichtungen seine „Gedanken zur Gründung eines Instituts für die Herausgabe des Melanchthon-Briefwechsels“. Die Melanchthon-Forschungsstelle nahm ihre Tätigkeit 1963 auf, und 1965 wurde sie auf Antrag von Scheibles Lehrer Heinrich Bornkamm in die Arbeitsvorhaben der Heidelberger Akademie der Wissenschaften aufgenommen, die sie seither betreut und finanziert. Selbst wer wie ich erst den pensionierten Heinz Scheible kennengelernt

hat und sich immer wieder mit größtem Gewinn mit ihm austauschen durfte, kann sich vorstellen, dass seine Energie, seine Hartnäckigkeit, sein Wissen und seine Präzision ausschlaggebend dafür waren, dass das Projekt MBW zu einer Institution wurde. Als langjähriger Leiter der Forschungsstelle hat er zudem ein reiches Œuvre verfasst, das dem heutigen Publikum Melanchthon in vielen Facetten näherbringt.

Seit 2008 liegt die Leitung der Forschungsstelle und nun auch die Herausgeberschaft des Briefwechsels bei Christine Mundhenk. Die Zusammenarbeit mit ihr war stets ein großes Vergnügen: Wissenschaftliche Kompetenz, konzentrierte Gründlichkeit und editorisches Feingefühl verbinden sich in ihr mit größter Zuverlässigkeit und zuvorkommender Freundlichkeit. Insofern überrascht es auch nicht, dass sie ihr Team von hervorragenden Fachkräften in einem sehr guten Geist so führt, dass alle ihre ausgezeichnete Ausbildung und besonderen Kompetenzen einbringen können: Heidi Hein, Matthias Dall'Asta und Tobias Gilcher. Sie haben nicht nur dafür gesorgt, dass die Edition einen Rückstand aufgeholt hat und nun plangemäß vorankommt, sondern auch in der akademischen und weiteren Öffentlichkeit sehr präsent ist, nicht zuletzt bei Jubiläumsanlässen wie denen zu Melanchthons 450. Todestag im Jahr 2010. Im selben Jahr wurden die Regesten des Briefwechsels im Internet zugänglich. Die Forschungsstelle hat die technologischen Entwicklungen nicht nur für ihr eigenes, gedrucktes Editionsvorhaben genutzt, sondern auch darüber hinaus die Möglichkeiten digitaler Edition aufmerksam verfolgt. Auch davon legt der vorliegende Band mit einigen Beiträgen Beweis ab. Dass der Frommann-Holzboog Verlag den Briefwechsel seit Jahrzehnten in gepflegten Bänden der Öffentlichkeit präsentiert, verhindert nicht, dass über eine digitale Publikationsform der gesamten Edition nachgedacht wird.

Als Vorsitzender der Kommission durfte ich nicht nur auf die Hilfsbereitschaft und den Sachverstand der Kollegen zählen, die in diesem Gremium einmal jährlich zusammenkommen. Ich konnte auch auf der Wirksamkeit meiner Vorgänger aufbauen: nach Heinrich Bornkamm Gottfried Seebaß, Landesbischof Gerhard Müller und Eike Wolgast, der mich bei Absenzen auch sehr kollegial vertrat. Sie alle schließe ich in meinen Dank an die Forschungsstelle ein, die durch ihre tadellose Edition und die reibungslose Zusammenarbeit im Team und mit der Kommission besticht. Ich bin sicher, dass sie so die noch bestehenden Lücken im Editionsplan füllen und den Übergang ins digitale Zeitalter vollenden wird.

Paris, im Januar 2015

Thomas Maissen

Einleitung

„Epistola non erubescit“. Was zunächst als Mangel erscheinen könnte, ist in Wirklichkeit ein Vorzug, den schon Cicero, von dem dieses geflügelte Wort stammt (*Ad familiares* 5, 12, 1), zu schätzen wusste: „Ein Brief errötet nicht“. Diesen Umstand hat der Brief allerdings mit allen anderen Gattungen schriftlicher Kommunikation gemein; ein Pamphlet oder ein fatales Machwerk wie der *Hexenhammer* errötet schließlich auch nicht. Leider. Im Hinblick auf das gewaltige Corpus von Melanchthons überlieferter Korrespondenz – es handelt sich um knapp 10.000 Briefe – stehen aber ohnehin ganz andere Dinge zur Debatte als nur Schamaspekte: „Epistolis enim res maximae plaerunque aguntur“ – „In Briefen werden nämlich meistens Dinge von größter Bedeutung verhandelt“ (MBW 1.1). Als 17jähriger Tübinger Magister formulierte Melanchthon diese Einsicht schon Anfang 1514 innerhalb der Vorrede zu einer Sammlung fremder Briefe; seine aus der Rückschau fast schon prophetisch anmutenden Worte stehen dem Corpus seiner eigenen Korrespondenz jetzt geradezu programmatisch voran. Melanchthons Briefwechsel bietet nicht nur wesentliche Daten, Fakten und Aspekte zur Biographie des Wittenberger Humanisten und neben und nach Luther wirkungsmächtigsten Reformators, sondern macht ein über viereinhalb Jahrzehnte europaweit geknüpftes Kommunikationsnetz greifbar, durch das die Geschicke des Kontinents gespiegelt und nicht selten auch maßgeblich bestimmt wurden. Der Quellenwert dieser Briefe ist enorm; sie zeugen von den vielerlei Geschichten hinter der Geschichte und ermöglichen Einsichten, die auf anderen Wegen nicht zu gewinnen wären.

Die Tagung „Philipp Melanchthon in der Briefkultur des 16. Jahrhunderts“ versammelte vom 19. bis 21. September 2013 im Vortragssaal der Heidelberger Akademie der Wissenschaften Theologen, Historiker und Philologen zum interdisziplinären Austausch und Gespräch. Die Themenbereiche der Vorträge reichten von Fragen der Corpusbildung über die Chancen und Anforderungen digitaler Editionen bis hin zu prosopographischen, wirkungsgeschichtlichen und gattungstypologischen Untersuchungen. Durch Melanchthon geprägte geographische Räume gerieten ebenso in den Blick wie einige zentrale Freund- und Gegnerschaften. Die in diesem Band vereinigten Beiträge sind in der Reihenfolge angeordnet, in der die Vorträge auf der Tagung auch gehalten wurden. Gegenüber dem gedruckten Tagungsprogramm gibt es lediglich eine Abweichung: Der ursprünglich vorgesehene Beitrag zum Verhältnis zwischen Melanchthon und Matthias Flacius Illyricus ist entfallen; an seine Stelle vorgerückt ist

Wilhelm Kühlmanns Untersuchung zu Melanchthons Antikerezeption und den präzise bestimmbar Grenzen seiner Akzeptanz „schwärmerischer“ Zeitgenossen.

Die ersten drei Beiträge widmen sich auf unterschiedliche Weise dem Thema Brief-Corpora: Matthias Dall’Asta („*Disiecta membra*. Briefe als Quelle der Kulturgeschichte“) skizziert die Relevanz europäischer Korrespondenzen für die Kultur- und Mentalitätsgeschichte des 16t. Jahrhunderts. Dabei kommen nicht nur einschlägige Humanistenbriefwechsel zur Sprache, sondern es geht gleichermaßen um die Korrespondenzen von Geschäftsleuten, Kindern und Frauen, unter denen sich auch Liebesbriefe, Kurtisanenbriefe und Briefe aus dem Harem der osmanischen Sultane finden. Christoph Strohm („Südwestdeutsche Reformatorbriefwechsel als Forschungsgegenstand“) stellt im Zusammenhang der Konfessionalisierungsdebatte die Bedeutung reformatorischer Korrespondenzen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts heraus, wobei er den deutschen Südwesten, in dem sich in diesem Zeitraum reformierte und lutherische Einflüsse wie in einer Laborsituation vermischt haben, als eine theologische „Innovationsregion“ charakterisiert. Max Graff und Thomas Wilhelmi („Theologen-Briefwechsel des 16./17. Jahrhunderts. Zum Vorgehen bei deren Sammlung und Erschließung“) geben anschließend einen tiefen Einblick in die Masse und Eigenart der diesbezüglichen Überlieferung. Chronologisch, geographisch und thematisch einschlägig sind demnach die Briefwechsel von rund 110 südwestdeutschen protestantischen Theologen, deren Zehntausende von Briefen in ganz verschiedener Weise überliefert sind: in überwiegend geschlossenen Beständen wie im Fall der rund 4.300 Briefe von und an Johann Jakob Grynaeus (Basel) oder auf zahlreiche deutsche und ausländische Archive und Bibliotheken verstreut, wobei letzteres leider den Normalfall darstellt. Den vielfältigen Möglichkeiten der Anlage und Präsentation digitaler Editionen gelten die Beiträge von Harald Bollbuck („Die digitale Edition – Praktikabilität, Chancen und Risiken“) und Howard Hotson („Reassembling the Republic of Letters. Rekonstruktion der Gelehrtenrepublik, 1500–1800), in denen grundlegende praktische Verfahren wie das Double-Keying bei der Texterfassung ebenso zur Sprache kommen wie die Vision eines vollständig abzubildenden brieflichen Netzwerkes der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik.

Der Beitrag von Stefan Rhein („Briefe als Selbstzeugnisse: Annäherungen an Philipp Melanchthon“), der den Abendvortrag der Tagung bildete, dokumentiert eindrucksvoll die starke Aussagekraft von Melanchthons brieflicher Kommunikation, der beruflich wie auch privat lebenslang ein gewandter und lebendiger Briefschreiber gewesen ist. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei den brieflichen Zeugnissen, in denen der Reformator seiner südwestdeutschen Heimat und seiner Heidelberger Studienzeit gedenkt. Dass die Korrespondenz Melanchthons und seiner Zeitgenossen die personalen Beziehungen bis in verbor-

gene Winkel hinein ausleuchtet und auch aufschlussreiche Fremdzeugnisse umfasst, wird danach beispielhaft im Zusammenhang mit drei für Melanchthons Leben zentralen Persönlichkeiten deutlich gemacht: Martin Luther, Kaiser Karl V. und Joachim Camerarius. Unter Bezugnahme auf den für Luther benutzten Decknamen „Perikles“ erläutert Christine Mundhenk („Zwischen Würdigung und Kritik. Melanchthons Äußerungen über den alten Luther“) Melanchthons zunehmend schwieriges Verhältnis zu seinem Wittenberger Kollegen. Wie bei dem antiken Athener Staatsmann mischten sich auch bei Luther positive und negative Eigenschaften: Rhetorische Wortgewalt, Durchsetzungskraft und Leidenschaft korrespondierten mit Starrsinn, einem oft maßlosen Zorn und gefährlicher Händelsucht, von der etwa Luthers 1544 erschienenes *Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sakrament* geprägt ist, das die Schweizer nachhaltig erbittert hat. Melanchthons komplexem Verhältnis zum Kaiser widmet sich Franz Brendle („Karl V. und Melanchthon“). Formal hat Melanchthon die Oberhoheit des Kaisers anerkannt, während dieser dem Wittenberger Reformator erwartungsgemäß sehr distanziert gegenüberstand. Als Melanchthon sich 1541 eine komplizierte Handverletzung zuzog, hat man ihm zwar einen Arzt vom Kaiserhof geschickt; das hat Karl V. später aber nicht davon abgehalten, nach der Niederlage des Schmalkaldischen Bundes 1548 Melanchthons Vertreibung aus kursächsischem Gebiet zu fordern. Melanchthons lebenslang bestem Freund und Biographen ist der Beitrag von Torsten Woitkowitz gewidmet („Die Freundschaft zwischen Melanchthon und Joachim Camerarius im Spiegel von dessen Korrespondenz mit Christoph von Karlowitz“); in elf der 103 nur in gedruckter Form überlieferten Briefe, die Camerarius an den sächsischen Diplomaten schrieb, geht es um Melanchthon. Wilhelm Kühlmann („Der Briefschreiber Melanchthon als Leser und Vermittler der antiken und zeitgenössischen Literatur“) nimmt nicht nur Melanchthons umfassende Antike-Rezeption in den Blick, sondern konturiert auch seine Kontakte zu zeitgenössischen Dichtern wie Eobanus Hessus, Johannes Stigel, Georg Sabinus, Jakob Micyllus oder Petrus Lotichius Secundus. Ein besonderer Akzent wird abschließend auf Melanchthons vehemente Ablehnung des spiritualistischen Flügels der Reformation gelegt, mit welcher der Humanist ganz an der Seite Luthers stand.

Den geographischen Räumen von Melanchthons Wirkung gelten die folgenden vier Beiträge: Judith Steiniger („Melanchthons Verhältnis zur Basler Geistlichkeit im Spiegel seiner Korrespondenz“) beleuchtet insbesondere Melanchthons Vermittlungsbemühungen angesichts der Abendmahlsstreitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten. Im Zentrum steht Melanchthons Briefwechsel mit dem Basler Reformator Johannes Oekolampad. Otfried Czaika („Melanchthon und Skandinavien: Die exportierte Reformation“) zeichnet die Geschichte eines Kulturtransfers nach, bei dem die Peregrinatio academica skandinavischer Studenten eine buchstäblich „tragende“ Rolle gespielt hat, insofern die Studenten

bei ihrer Rückkehr in die Heimat die Wittenberger Theologie in Form von gedruckten Büchern nordwärts brachten. Martin Greschat („Die gescheiterte Reformation: Melanchthons Beziehungen zu England und Frankreich“) geht Melanchthons Kontakten zu Heinrich VIII. von England und Franz I. von Frankreich nach und schildert plastisch, wie Melanchthons Hoffnungen auf eine theologische Verständigung mit beider Königreichen zunichte wurden, teils aus politischen Gründen, teils aus religiösem Desinteresse. Markus Hein („Melanchthon und seine Beziehungen nach Osteuropa und das Bild der Türken“) beleuchtet schließlich die politische und militärische Situation Ungarns und des Balkans angesichts der Osmanischen Invasion und skizziert das Schicksal der dortigen christlichen Gemeinden.

Die sich einem Biographen stellende Schwierigkeit, Melanchthons intellektuelles Profil als Autor äußerst zahlreicher theologischer und humanistischer Werke deutlich zu machen, ohne darüber das politische Wirken und das private Leben des Wittenberger Reformators zu vernachlässigen, wird von Gregory B. Graybill in sehr lebendiger Weise reflektiert („*Melanchthons Briefwechsel as a Biographical Source*“). Bei seiner Arbeit an einer umfangreichen englischsprachigen Melanchthon-Biographie findet er in MBW für beide Bereiche vielfältige Quellenzeugnisse. Anschließend skizziert Marion Bechtold-Mayer („Stipendium – Stellung – Förderung. Die Empfehlungsschreiben Philipp Melanchthons“) einen für den „*Praeceptor Germaniae*“ charakteristischen Briefftypus: die *Epistola commendatoria*. Der bestens vernetzte Melanchthon ist bei der Vermittlung und Verlängerung von Stipendien und bei der Besetzung von Stellen oft die maßgebliche Autorität gewesen. Die meisten Empfehlungen sind in Melanchthons Briefen jedoch nur eines von mehreren Themen und somit eher „beiläufig“ erfolgt; die lediglich 46 erhaltenen völlig eigenständigen Empfehlungsschreiben verteilen sich auf 44 verschiedene Empfänger. Abschließend gibt Heinz Scheible („Fünfzig Jahre Melanchthon-Forschungsstelle“) einen sehr persönlichen Einblick in die wechselvolle Geschichte des von ihm begründeten und über Jahrzehnte geleiteten Heidelberger Editionsunternehmens. Von seinem ersten Besuch im Brettener Melanchthonhaus, wo er sich 1946 als junger Schüler ein Paar in den USA gespendeter Schuhe aussuchen durfte, wird sogar ein Bogen bis ins Jahr 2030 gespannt, in dem die Arbeit an MBW mit der Publikation des letzten Textbandes ihren Abschluss finden soll. Die fünfzig Jahre Forschungsstelle (1963–2013), auf die Scheible während der Tagung zurückblickte, sind vom Anfang und vom projektierten Ende dieses größeren zeitlichen Bogens gleich weit entfernt. Der für Zahlen, Beziehungen und Vorzeichen aller Art empfängliche Melanchthon hätte darin womöglich ein gutes Omen gesehen.

Noch eine technische Bemerkung: Verweise auf Internetseiten werden innerhalb der Fußnoten durchnummeriert („Link 1“, „Link 2“ usw.) und am Ende des jeweiligen Beitrags in Form eines Verzeichnisses gebündelt. Sofern dort keine individuellen Abrufzeiten angegeben sind, wurden alle URLs im Februar 2015 letztmalig abgerufen.

Der Fritz Thyssen Stiftung sei auch an dieser Stelle für die finanzielle Unterstützung der Tagung gedankt.

Matthias Dall'Asta
Heidi Hein
Christine Mundhenk

Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung
Anm.	Anmerkung
Aufl.	Auflage
bearb.	bearbeitet
bes.	besonders
Bd., Bde.	Band, Bände
Bl.	Blatt
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
cap.	capitulum
col.	columna
d. Ä.	der Ältere
d. J.	der Jüngere
ders.	derselbe
dies.	dieselbe
Eb.	Erzbischof
ebd.	ebenda
ed.	edited
e. g.	exempli gratia
f, ff	folgende
gest.	gestorben
Gf.	Graf
hg.	herausgegeben
Hz.	Herzog
id.	idem
Kf.	Kurfürst
Kg., Kgn.	König, Königin
Lgf.	Landgraf
LThK	Lexikon für Theologie und Kirche, 3. Auflage, hg. von Walter Kasper u. a., 11 Bde., Freiburg 1993–2001 (ND 2009)
MBW	Melanchthons Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie hg. von Heinz Scheible und (seit Bd. T 11) Christine Mundhenk, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977 ff
Mgf.	Markgraf
n.	number

ND	Nachdruck
NF	Neue Folge
Nr.	Nummer
p.	page, pagina
Pfgf.	Pfalzgraf
S.	Seite
Sp.	Spalte
TRE	Theologische Realenzyklopädie, hg. von Gerhard Müller, Horst Balz und Gerhard Krause, 36 Bde., Berlin 1976–2004
u. a.	und andere; unter anderem; und anderswo
u. ö.	und öfter
usw.	und so weiter
VD16	Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts, 25 Bde., Stuttgart 1983–2000.
VD17	Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVII. Jahrhunderts. Datenbank im Internet: http://www.vd17.de
Vf., Vff.	Verfasser
vgl.	vergleiche
v. Chr.	vor Christus
vol.	volumen
WA	Martin Luther, Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1883 ff
WAB	WA, Reihe Briefwechsel, 18 Bde., Weimar 1930–1985
WATR	WA, Reihe Tischreden, 6 Bde., Weimar 1912–1921
Z.	Zeile
z. B.	zum Beispiel
ZV	Zusatzverzeichnis zu VD16. Es wird bei der Bayerischen Staatsbibliothek München als Datenbank geführt

Disiecta membra. Briefe als Quelle der Kulturgeschichte

Zusammen mit der Stiftung Lesen engagiert sich die Deutsche Post verdienstvollerweise für Bildung und Chancengleichheit, indem sie im Internet für diverse Schulformen kostenlos Unterrichtsmaterialien zur Verfügung stellt. In einem für die Klassen 9–12 bestimmten Themenheft *Liebesbriefe* kann man neben vielen Merkwürdigkeiten zur – angeblichen! – Geschichte der ‚epistola amatoria‘ unter der Überschrift „Zur Kulturgeschichte des Briefes“ unter anderem folgendes lesen:

„Erster Höhepunkt in der Geschichte des deutschen Briefes ist die gewaltige Korrespondenz Martin Luthers mit führenden Humanisten seiner Zeit. Kehrseite der Medaille: Die Humanisten lösen eine Wiedergeburt des Lateinischen als Briefsprache aus. Später gilt unter Karl V. bis ins 18. Jahrhundert hinein nur der französische Brief als gesellschaftsfähig, allerdings mit positiven Auswirkungen auf die deutsche Briefkultur: Der blumige Stil des Französischen vertreibt endgültig den deutschen Kanzleiton.“¹

Bei der Beschäftigung mit Melanchthon und der Briefkultur des 16. Jahrhunderts hat der Leser demnach abwechselnd gleich mit zwei ernstesten Widrigkeiten zu kämpfen: dem Lateinischen als Briefsprache sowie dem noch unvertriebenen „deutschen Kanzleiton“. Wappne er sich dagegen mit Luthers Worten aus seinem Brief an Melanchthon vom 17. Juni 1541: „Seid tapfer und frohgemut und lacht dabei, wenn ihr könnt, über die Fallstricke des Teufels!“² Es bedarf hier und jetzt keiner umfänglichen theoretischen Begründungen für die Behauptung, dass Briefe für die Kulturgeschichte eine besonders ertrag- und aufschlussreiche Quellengattung bilden.³ Als der Kulturhistoriker Michael Maurer

¹ *Post + Schule. Eine gemeinsame Initiative von Stiftung Lesen und Deutsche Post, Sekundarstufen 1 + 2: Liebesbriefe* (Stand 2002), S. 5: Link 1. Einen anregenden und schön illustrierten ersten Überblick zur Kulturgeschichte des Briefes bietet der Ausstellungskatalog: *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation* (Museum für Post und Kommunikation Frankfurt am Main 27. 9. 1996–19. 1. 1997), hg. von Klaus Beyrer und Hans-Christian Täubrich, Heidelberg 1996. Vgl. ferner Wolfgang G. Müller: *Der Brief als Spiegel der Seele. Zur Geschichte eines Topos der Epistolartheorie von der Antike bis zu Samuel Richardson*, in: *Antike und Abendland* 26 (1980), S. 138–157.

² MBW 2730.2: „Fortes estote et laeti, ridentes, si potestis, Satanae machinas.“

³ Zum Begriff ‚Kulturgeschichte‘ sowie zu den Klassikern und modernen Tendenzen der Kulturgeschichtsschreibung siehe Peter Burke: *Was ist Kulturgeschichte?*, übersetzt von Michael Bischoff, Frankfurt am Main 2005 (englische Originalausgabe Cambridge 2004).

am 9. Mai 2000 seine Jenaer Antrittsvorlesung über das Thema „Aspekte der Briefkultur“ hielt,⁴ unterstrich er die Aussagekraft brieflicher Zeugnisse, deren subjektiver Charakter häufig nicht weniger bedeutend sei als ihr sachlicher Gegenstand; ihr dokumentarisches Schwergewicht rechtfertige nicht nur Editionen berühmter historischer Persönlichkeiten, sondern lasse vielfach auch eine Edition der Korrespondenzen vermeintlich „unbedeutender“ Zeitzeugen wünschenswert erscheinen.⁵ Die Editoren solcher Briefbände sollten dabei im Kommentar möglichst nicht schon selber als Interpreten auftreten; ihre Rolle sei vielmehr idealerweise diejenige von Helfern, die den Prozess der Lektüre und des Verstehens anbahnen und erleichtern.⁶

Briefe können dazu beitragen, uns den Himmel zu öffnen; in diesem Glauben stattete die 's-Hertogenboscher Marienbruderschaft in Nordbrabant 1456 einen Toten mit einem Brief an den heiligen Petrus aus, damit der Verstorbene dank der guten Werke der Bruderschaft die Himmelstür sicher durchschreite.⁷ Briefe können aber auch tödlich sein. Das weiß schon die Bibel; heißt es doch im Zweiten Buch Samuel:

„Des Morgens schrieb David einen Brief an Joab und sandte ihn durch Uria. Er schrieb aber also in den Brief: Stellt Uria an den Streit, da er am härtesten ist, und wendet euch hinter ihm ab, dass er erschlagen werde und sterbe.“⁸

Den Hintergrund für diesen Todesbrief bildet die Vertuschung von Davids Ehebruch mit Urias Frau Bathseba, deren Einladung in den Königspalast in den malerischen Inszenierungen des 17. Jahrhunderts (Rubens, Rembrandt, Havickszoon Steen) dann gelegentlich ebenfalls schon brieflich erfolgt war, wobei der Brief als solcher in diesem Fall aber meist erkennbar eher eine Nebenrolle

⁴ Michael Maurer: *Aspekte der Briefkultur*, in: *Jenaer Universitätsreden*, Bd. 16: Philosophische Fakultät, Antrittsvorlesungen VII: 18. Januar 2000 bis 27. November 2001, hg. von Christel Köhle-Hezinger, Jena 2005, S. 117–136.

⁵ Siehe ebd., S. 123 f.

⁶ Vgl. ebd., S. 128–130 mit dem Fazit: „Kommentar ermöglicht Verständnis und verstellt es zugleich. Kommentar formt das Bild des Briefschreibers retrospektiv und liefert zugleich einen Spiegel der Kommunikation zwischen Editor und Leser.“ Zu neueren Interpretationsansätzen siehe etwa die Sammelbände *Self-Presentation and Social Identification: The Rhetoric and Pragmatics of Letter Writing in Early Modern Times*, hg. von Toon Van Houdt u. a., Leuven 2002 (Supplementa Humanistica Lovaniensia 18); *Cultural Exchange in Early Modern Europe*, Bd. 3: *Correspondence and Cultural Exchange in Europe 1400–1700*, hg. von Francisco Bethencourt und Florike Egmond, Cambridge – New York 2007.

⁷ Vgl. Bernd Moeller: *Frömmigkeit in Deutschland um 1500*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 56 (1965), S. 5–31, hier S. 12 f.; erneut abgedruckt in: ders.: *Die Reformation und das Mittelalter. Kirchenhistorische Aufsätze*, hg. von Johannes Schilling, Göttingen 1991, S. 73–85, hier S. 76 und 310 mit Anm. 34.

⁸ 2 Samuel 11, 14 f.

spielt.⁹ Eine Hauptrolle kommt ihm dagegen in Jacques-Louis Davids berühmten Gemälde *Der Tod des Marat* von 1793 zu, in welchem der Jakobiner nicht nur als badender Briefschreiber stirbt, sondern im Todeskampf ermattend auch noch den Brief seiner Mörderin in Händen hält, in welchem in formvollendeter ‚brevitas‘ gut lesbar geschrieben steht: „13. Juli 1793. Marieanne Charlotte Corday an den Bürger Marat. Es reicht aus, dass ich unglücklich bin, um ein Recht auf Ihr Wohlwollen zu haben.“¹⁰

Briefe schreibende und Briefe lesende Frauen sind seit dem 17. Jahrhundert in der Malerei ein häufiger anzutreffendes Sujet; der französische Kunsthistoriker Jean Leymarie hat in seinem Band *Der Brief als Thema der Malerei* einige eindrucksvolle Beispiele vorgestellt, unter denen die Bilder Jan Vermeers auch atmosphärisch den Höhepunkt bilden.¹¹ Die Malerei des im Fokus dieser Tagung stehenden 16. Jahrhunderts hatte Leymarie allerdings völlig ausgeklammert, weil er in den vor allem in Hans Holbeins Porträts in größerer Zahl begegnenden Briefen nur eine „dekorative Zutat“ sah, die „nichts mit der Gefühlswelt des Modells zu tun“ gehabt habe, wobei häufig „ein wirksamer Kontrast zum Schwarz eines Kostüms“ entstehe, der Brief aber ohne größeren Sinnverlust auch durch die „unvermeidlichen Handschuhe“ ersetzt werden könne.¹² Dem ließe sich entgegenhalten, dass dem Brief in einigen Gemälden eine deutlich prominentere Rolle zukommt, etwa in Holbeins berühmtem Porträt des zeitweilig in London tätigen Danziger Kaufmannes Georg Gisze, das den Betrachter mit den an der Wand befestigten Briefen und Siegelstreifen, dem Rechnungsbuch, der Waage, dem Petschaft und anderen Utensilien des Kontors gleichsam in die Welt eines international agierenden Kaufmanns des 16. Jahrhunderts entführt. Seine Korrespondenz spielte für einen solchen frühneuzeitlichen ‚Global Player‘ natürlich eine zentrale Rolle. Ein Briefsteller wie das 1528 in Augsburg gedruckte *Cantzley buchlin* dürfte damals guten Absatz gefunden haben [Abb. 1].¹³ Auf dem an Gisze gerichteten Brief, dessen Siegelstreifen der Kaufmann in Holbeins 1532 entstandenem Porträt gerade herauszieht, lässt sich gut

⁹ Vgl. Peter Paul Rubens: *Bathseba am Brunnen* (1634), Rembrandt van Rijn: *Bathseba im Bade* (1654) und Jan Havickszoon Steen: *Bathseba mit Davids Brief* (1659).

¹⁰ Französischer Originaltext: „Du 13 juillet, 1793. Marieanne Charlotte Corday au citoyen Marat. Il suffit que je sois bien malheureuse pour avoir Droit à votre bienveillance.“ Vgl. Jörg Träger: *Der Tod des Marat. Revolution des Menschenbildes*, München 1986, bes. S. 113 und 115, Tafel I und IV.

¹¹ Jean Leymarie: *Der Brief als Thema der Malerei*, Genf 1967, S. 19–44.

¹² Vgl. ebd., S. 13.

¹³ *Cantzley buchlin, Zaiget an, Wie man schreiben sol eim yeden, in was wurden, stadt oder wesens er ist, Geistlich und Weltlich, in kurtze form begryffen*, Augsburg, Heinrich Steiner, 1528 (VD16, K 112).

die niederdeutsche Adresse lesen: „Dem erszamen Jorgen Gisze to Lunden in Engelant, mynem broder to handen.“¹⁴

Auch in den Porträts von Gelehrten, Staatsmännern und Kanzleiangehörigen können Briefe ein charakteristisches Requisit bilden; das Holbeinsche Kaufmannsportrait bedient sich des Briefes aber in besonders eindrucksvoller Weise, vor allem in seinem auf 1533 datierten Portrait des Duisburger Kaufmanns Dirk Tybis [Abb. 2].¹⁵ Wie viele Briefe ein Geschäftsmann im Laufe seines Lebens schreiben und anhäufen konnte, dokumentiert eindrucksvoll das Kaufmannsarchiv des 1410 verstorbenen toskanischen Händlers, Bankiers und Spekulanten Francesco di Marco Datini, das in Säcken eingenaht in einem verstaubten Winkel unter der Treppe seines großen Hauses in Prato die Jahrhunderte überdauerte, bis man es 1870 wieder ans Tageslicht zog: Von Mäusen und Würmern nur an ganz wenigen Stellen angenagt, fanden sich dort etwa 600 Haupt- und Rechnungsbücher, 300 Gesellschafterverträge, 400 Versicherungspolizen, 4 000 Frachtbriefe, 5 000 Wechsel und 250 Schecks, vor allem aber rund 150 000 Briefe, davon 11 000 Stücke Privatkorrespondenz, während die übrigen Datinis vielfältige Geschäfte berühren.¹⁶ Der Kaufmann gehörte offenbar zu den Men-

¹⁴ Vgl. John Rowlands: *Holbein. The Paintings of Hans Holbein the Younger – Complete Edition*, Oxford 1985, S. 137 (mit Transkription) und Tafel 74; Oskar Bätschmann und Pascal Griener: *Hans Holbein*, Köln 1997, S. 181–183; Stephanie Buck: *Hans Holbein 1497/98–1543*, Köln 1999, S. 88–91 und 95. Siehe ferner Susan Foister: *Holbein and England*, New Haven – London 2004, S. 211–213 mit Abb. 215, bes. S. 211: „Gisze’s portrait contains more inscriptions than any other of Holbein’s portraits, and not only those on the letters addressed to him from various correspondents. German portraits with backgrounds including similar pinned-up letters survive from the fifteenth century“ (mit Verweis auf das Portrait des *Pius Joachim* – Kunstmuseum Basel, Inventar-Nr. 469).

¹⁵ Hans Holbein d.J.: *Der Duisburger Kaufmann Dirk Tybis* (1533); vgl. Rowlands: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 139 mit Tafel 78, Buck: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 92, und Foister: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 208 mit Abb. 210. Zu weiteren Gemälden Holbeins, auf denen der Porträtierte einen Brief – oder wenigstens einen Zettel – vor sich liegen hat, in Händen hält oder schreibt, siehe etwa das Portrait von *Sir Brian Tuke* (ca. 1527), das Doppelportrait des *Thomas Godsalve mit seinem Sohn John* (1528) oder das Portrait des Staatsmannes *Thomas Cromwell* (ca. 1532/33); dazu Rowlands: *Holbein*, S. 135, 137 f und 144 f mit Tafel 61, 72 und 102, Buck: *Holbein*, S. 112 f (Cromwell), Bätschmann/Griener: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 172–181, sowie Foister: *Holbein*, S. 33–35, 103–105 und 240 f mit Abb. 32, 111 und 241. Rowlands: *Holbein*, bietet S. 136 f, 139, 143 und 147 mit Tafel 68, 76, 94 und 108 noch vier andere eindrucksvolle Porträts mit Brief (*Hans von Antwerpen*, *Cyriacus Kale*, *Derich Berck* und ein *Unbekannter Mann mit Handschuhen und Brief*); vgl. Foister: *Holbein*, S. 37 und 210 f mit Abb. 35, 212 und 213 sowie das von einem unbekanntem Meister stammende Portrait des *Alexander Mornauer* S. 237 mit Abb. 235.

¹⁶ Vgl. die (teilweise leicht divergierenden) Angaben in Iris Origo: *„Im Namen Gottes und des Geschäfts“*. *Lebensbild eines toskanischen Kaufmanns der Frührenaissance*:

schen, die kaum etwas wegwerfen konnten, und auch die Buchhalter und Geschäftsführer seiner auswärtigen Filialen in Avignon, Barcelona, Florenz, Genua, Pisa, Valencia und auf Mallorca hatte er angewiesen, alle Dokumente und Briefe aufzubewahren. Iris Origo hat auf der Grundlage dieses unvergleichlichen Quellenmaterials 1957 eine populärwissenschaftliche, aber gleichwohl meisterhafte Biographie veröffentlicht,¹⁷ durch deren romanhafte Frische und Farbigkeit der erfolgreiche Tuchhändler aus Prato zu einer der lebendigsten Gestalten des Spätmittelalters geworden ist. Wie kann man in seinem Leben Tausende und Abertausende von Briefen schreiben (oder diktieren), angeblich nicht selten fünfzig am Tag?¹⁸ Auch darüber gibt das Archivio Datini Auskunft; in einem Brief schrieb Datini mit bereits über 60 Jahren:

„Ich fühlte mich gestern abend nicht recht wohl, weil ich in den letzten beiden Tagen so viel geschrieben habe, ohne auch nur ein Auge zugetan zu haben, weder bei Nacht noch bei Tag. Und dabei habe ich in diesen zwei Tagen nur einen Laib Brot gegessen.“¹⁹

Ein anderes Mal schrieb er über seine geradezu manischen Sitzungen am Schreibpult an einen Geschäftspartner:

„Es ist 21 Uhr, und ich habe nichts gegessen und nichts getrunken und den ganzen Tag lang gesessen und bin überhaupt nicht aus dem Haus gekommen, und ich werde bis zur Nacht ohne Essen bleiben [...], und morgen werde ich es auch so machen.“²⁰

Francesco di Marco Datini (1335–1410), München 1985 (englische Originalausgabe 1957), S. 7f; Federigo Melis: *Aspetti della vita economica medievale*, Siena 1962, S. 3–28; *Le lettere di Francesco Datini alla moglie Margherita (1385–1410)*, hg. von Elena Cecchi, Geleitwort von Franco Cardini, Prato 1990 (Biblioteca dell'Archivio Storico Pratese 14), S. 13. Missverständlich bis falsch sind die Angaben bei Francesca Trivellato: *Merchants' letters across geographical and social boundaries*, in: *Correspondence and Cultural Exchange in Europe, 1400–1700* (wie Anm. 6), S. 80–103, hier S. 82: „Through good fortune and his own efforts we possess over 126 000 original commercial letters sent to Datini from 285 different localities, and some 11 000 private letters exchanged between him and his wife, which include many references to his economic activities“. Unter den Privatbriefen wurden lange vor dem Briefwechsel der Eheleute bereits die an Datini gerichteten Schreiben seines besten Freundes Ser Lapo Mazzei gedruckt: *Lettere di un notaro [Lapo Mazzei] ad un mercante del secolo XIV., con altre lettere e documenti*, hg. von Cesare Guasti, 2 Bde., Florenz 1880.

¹⁷ Origo: *Datini* (wie Anm. 16). Zur mitunter nur eingeschränkten Zuverlässigkeit dieser Biographie vgl. Joseph P. Byrne und Eleanor A. Congdon: *Mothering in Casa Datini*, in: *Journal of Medieval History* 25 (1999), S. 35–56, hier S. 36f („many undocumented or poorly referenced citations to archival material“ und „it unfairly characterises certain members of the Casa Datini without sufficient evidence“).

¹⁸ Diese Angabe aus dem exzellenten, wissenschaftlich auf dem neuesten Stand befindlichen deutschsprachigen Wikipedia-Artikel *Francesco Datini* (Link 2).

¹⁹ Deutsche Übersetzung zitiert nach Origo: *Datini* (wie Anm. 16), S. 9f.

²⁰ Zitiert nach Origo: *Datini* (wie Anm. 16), S. 92.

In Datinis Briefen kommen buchstäblich Gott und die Welt zur Sprache; und auch auf seinen Rechnungsbüchern findet sich jeweils das Motto „Nel nome di Dio e del guadagno“ („Im Namen Gottes und des Geschäfts“). Bemerkenswert ist nicht zuletzt Datinis langjähriger Briefwechsel mit seiner Frau Margherita, der er häufig wöchentlich und mitunter sogar mehrmals täglich schrieb und deren Antwortbriefe ebenfalls in großer Zahl (nämlich knapp 250) erhalten sind.²¹ Dieser Briefwechsel wurde von einer selbstbewussten Frau geführt, die das repräsentative, von zahlreichen Dienern, Sklaven und Verwandten bewohnte Kaufmannshaus in Prato und die Ländereien versorgte, während ihr Mann im nahen Florenz oder in Pisa seinen Geschäften nachging. Die kinderlos gebliebene Verbindung hatte manch ernste Krise zu überstehen, Seitensprünge und mehrere uneheliche Kinder Francescos eingeschlossen. Nach außen hielten beide die Fassade einer glücklichen Ehe aufrecht; die Briefe vermitteln aber oft ein anderes Bild. Einmal schrieb Margherita:

„Ich glaube Dir kein Wort von dem, was Du mir schreibst. [...] Daß Du mit mir Frieden schließen möchtest, freut mich; ich hatte nie Krieg mit Dir. Ich weiß nicht, was Du für ein Geschenk mitbringen wirst. Wenn ich es habe, werde ich mich bedanken. Es ist ja sonst nicht gerade Deine Gewohnheit, mir zu viele Geschenke mitzubringen, wenn Du heimkommst.“²²

Szenen einer Ehe. Die Sätze in Francescos Briefen an seine Frau fangen oft mit Imperativen an: „Denke daran“, „vergib nicht“, „sorge dafür“, „mach“, „gib“, „schicke“ usw.²³ Er hatte seiner Frau zu allen sonstigen Pflichten noch eine besonders schwierige Aufgabe zugeordnet: Sie sollte für zahlreiche Florentiner Säuglinge Ammen aus Prato und Umgebung auswählen und überwachen. Gute Ammen waren nicht leicht zu finden, da sie zwar ausreichend Milch geben mussten (in den Briefen ist von „Frischmilch“ – „latte fresco“ die Rede), ihre

²¹ Vgl. *Le lettere di Margherita Datini a Francesco di Marco (1384–1410)*, hg. von Valeria Rosati, Prato 1977 (Biblioteca dell'Archivio Storico Pratese 2); *Lettere di Francesco Datini*, ed. Cecchi (wie Anm. 16), S. 14 und 25. Ein vergleichbarer Briefwechsel aus dem Bereich des 16. Jahrhunderts: *Briefwechsel Balthasar Paumgartners des Jüngeren mit seiner Gattin Magdalena, geb. Behaim (1582–1598)*, hg. von Georg Steinhausen, Tübingen 1895 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 204); *Magdalena und Balthasar: Briefwechsel der Eheleute Paumgartner aus der Lebenswelt des 16. Jahrhunderts*, vorgestellt von Steven Ozment, aus dem Amerikanischen und dem frühneuhochochdeutschen Original übersetzt von Friedhelm Rathjen, Frankfurt am Main 1989.

²² Zitiert nach Origo: *Datini* (wie Anm. 16), S. 148. Vgl. *Lettere di Margherita Datini* (wie Anm. 21), S. 29 f Nr. 12: „Ma io non credo chosa che tu mi scriva. [...] Dello fare tu pace mecho mi piace: io non ebi mai ghuera techo; io non so quello, tu di?, mi recherai: io n' posso intendere quello: quando l'arò dirò ‚Gran mercé‘: non suole essere [eserre Rosati] tua usanza d'arecharmi troppe chose quando torni.“

²³ Vgl. Origo: *Datini* (wie Anm. 16), S. 154.

Brüste aber nicht zu groß sein durften, weil die vornehmen Säuglinge sonst angeblich eine platte Nase bekamen. Margherita entwickelte in diesem Zusammenhang eine sehr herb anmutende Sachlichkeit. Einmal schrieb sie ihrem Mann:

„Ich habe auf der Piazza della Pieve eine gefunden, die seit zwei Monaten stillt, deren Kind aber todkrank ist und wahrscheinlich heute nacht sterben wird. Die hat mir fest zugesagt, daß sie sofort kommt, sobald sie es begraben hat.“²⁴

Mentalitätsgeschichte at its best! Geschäftskorrespondenzen bilden ohnehin äußerst kostbare Quellencorpora, und zwar auch für die Gender Studies. Aus dem immerhin rund 650 Briefe umfassenden erhaltenen Briefwechsel Johannes Reuchlins ist nur ein einziger Brief überliefert, der von einer Frau stammt. Es handelt sich um ein Schreiben von Reuchlins Schwester Elisabeth, in welchem der Bruder 1511 gebeten wird, ihr Auslagen in Höhe von fünf Gulden, vier Schilling Heller und zwei Pfennigen zu erstatten, die sie sich bei einem Pforzheimer Nachbarn geliehen hatte, um 600 Exemplare von Reuchlins hebräischem Lehrbuch „De rudimentis Hebraicis“ in Fässer einschlagen und nach Straßburg transportieren zu lassen.²⁵ Reuchlin hatte die nur noch schwer verkäufliche Restauflage des bei dem Pforzheimer Drucker Thomas Anshelm hergestellten Buches an den Basler Drucker und Verleger Johannes Amerbach abgegeben und erwartete nun, dass dieser auch die Kosten für den Transport der Bücher übernehmen würde. Als Beleg sandte Reuchlin den Brief seiner Schwester an Amerbach weiter, der ihn kurzerhand seiner Geschäfts- und Privatkorrespondenz einverleibte, deren generationenübergreifender Bestand von heute noch über 6 000 Schreiben in die Basler Universitätsbibliothek gelangte und unter Auslassung der Fremdstücke von 1942 bis 2010 herausgegeben worden ist.²⁶

²⁴ Zitiert nach Origo: *Datini* (wie Anm. 16), S. 182. Vgl. *Lettere di Margherita Datini* (wie Anm. 21), S. 233 Nr. 166: „E più n'ò trovata una in su la piazza della Pieve, che à i' latte fresco di due mesi ed èmi detto che l'è una buona balia ed à promeso che, se lla fanc(i)ulla sua muore istanotte, che sta per morire, ch'ella vi verà a mano a mano che l'arà sopolita.“

²⁵ Vgl. Johannes Reuchlin: *Briefwechsel*, bearb. von Matthias Dall'Asta und Gerald Dörner, Bd. 2: 1506–1513, Stuttgart-Bad Cannstatt 2003, S. 193 f Nr. 180; Johannes Reuchlin: *Briefwechsel. Leseausgabe in deutscher Übersetzung* von Adalbert Weh †, Bd. 2, hg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart-Bad Cannstatt 2004, S. 126 Nr. 180.

²⁶ *Die Amerbachkorrespondenz*, zuletzt (in zwei Halbbänden) erschienen: Bd. 11 (1559–1562), hg. von Beat Rudolf Jenny und Ueli Dill, Basel 2010. Vgl. Beat Rudolf Jenny: *Die Amerbachkorrespondenz. Von der humanistischen Epistolographie zur bürgerlichen Briefstellerei*, in: *Der Brief im Zeitalter der Renaissance*, hg. von Franz Josef Worstbrock, Weinheim 1983 (Mitteilung IX der Kommission für Humanismusforschung der DFG), S. 204–225.

In diesem Corpus sind nicht wenige Briefe enthalten, die von Frauen geschrieben wurden oder an Frauen gerichtet sind.²⁷ Sie stammen vor allem von Amerbachs Ehefrau Barbara, der gemeinsamen Tochter Margarethe, aber auch von Barbara Petri, der Frau von Amerbachs Socius Johannes Petri, die sich also gelegentlich auch brieflich – von Druckergattin zu Druckergattin – an ihre Namensvetterin gewandt hat.²⁸ Barbara Amerbach schrieb dagegen als besorgte Mutter bevorzugt an die in Paris studierenden Söhne Bruno und Basilius;²⁹ diese deutschen Schreiben bilden gleichsam das kleine mütterliche Pendant zu den teils in deutscher, teils in lateinischer Sprache verfassten Briefen des Basler Buchdruckers und Lehrers Thomas Platter an seinen Sohn Felix oder dem lateinischen Briefwechsel des Ulmer Stadtarztes Wolfgang Reichart mit seinem Sohn Zeno, den Walther Ludwig 1999 unter dem Titel „Vater und Sohn im 16. Jahrhundert“ herausgegeben hat.³⁰ Nicht weniger eindrücklich sind Margarethe Amerbachs Kinderbriefe an ihre Mutter, an beide Eltern oder an die älteren Brüder; den frühesten erhaltenen Brief hat Margarethe im Alter von acht Jahren geschrieben.³¹ Mit noch nicht 16 Jahren heiratete sie gegen den Willen ihrer Eltern „unter romatischen Umständen“³² den Basler Gewürzkrämer Jakob Rechberger, der seine Margarethe in einem ebenfalls noch erhaltenen Brief zuvor inständig gebeten hatte, sich keinesfalls in ein Kloster abzugeben zu lassen, und sie zur Flucht aus dem Elternhaus bewegen konnte.³³ Es handelte sich offenbar um eine veritable Liebesheirat.

²⁷ Zu weiteren zeitgenössischen Frauenbriefen (darunter auch diejenigen der Publizistin Argula von Grumbach) siehe etwa Albrecht Classen: *Frauen in der deutschen Reformation: Neufunde von Texten und Autorinnen sowie deren Neubewertung*, in: *Die Frau in der Renaissance*, hg. von Paul Gerhard Schmidt, Wiesbaden 1994 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 14), S. 179–201.

²⁸ Vgl. *Die Amerbachkorrespondenz*, Bd. 1 (1481–1513), hg. von Alfred Hartmann, Basel 1942, S. 175–177 Nr. 187.

²⁹ Ebd., S. 129 f Nr. 137; S. 137 Nr. 152; S. 147 f Nr. 159; S. 165 f Nr. 178; S. 192 f Nr. 204; S. 215 f Nr. 227; S. 230 Nr. 245; S. 255 Nr. 269; S. 264 f Nr. 281; S. 318 Nr. 338; S. 339 f Nr. 368; S. 343 f Nr. 373.

³⁰ Thomas Platter [d. Ä., 1499–1582]: *Briefe an seinen Sohn Felix*, hg. von Achilles Burckhardt, Basel 1890; *Vater und Sohn im 16. Jahrhundert. Der Briefwechsel des Wolfgang Reichart genannt Rychardus mit seinem Sohn Zeno (1520–1543)*, hg. von Walther Ludwig, Hildesheim 1999. Zum Thema Elternbrief – Kinderbrief vgl. auch *Geliebtes Kind! Elternbriefe aus zwölf Jahrhunderten*, hg. von Angela und Andreas Hopf, München 1986, ND Frankfurt am Main 1992; *Geliebte Eltern! Kinderbriefe aus sechs Jahrhunderten*, hg. von Angela und Andreas Hopf, München 1987, ND Frankfurt am Main 1992.

³¹ *Die Amerbachkorrespondenz* (wie Anm. 28), S. 92 f Nr. 87. Weitere Briefe Margarethes: S. 101 Nr. 97; S. 156–159 Nr. 168–171; S. 168 f Nr. 180 und 181; S. 216 f Nr. 228; S. 265 Nr. 282.

³² Vgl. ebd., S. 92 Nr. 87.

³³ Vgl. ebd., S. 281 f Nr. 297.

Ein sozialgeschichtlich geradezu spektakulärer, intimer Frauenbrief steht fast ganz am Anfang der reich überlieferten Korrespondenz des Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer, deren rund 1.400 Briefe von 1490 bis 2009 von Emil Reicke und Helga Scheible ediert worden sind.³⁴ Dieser in italienischer Sprache verfasste und an „Belibaldo Allemano“ adressierte Brief wurde 1495 in Pavia geschrieben und stammt von einer dortigen Geliebten des einstigen Studenten, der erst kürzlich wieder nach Deutschland zurückgekehrt war und nun im Begriff stand, ganz standesgemäß eine Nürnberger Patriziertochter zu ehelichen. Wer immer noch glaubt, vor dem 18. Jahrhundert habe man keine gefühlvollen Briefe schreiben können, wird hier schnell eines Besseren belehrt:

„Dem hochberühmten und hochgeachteten Herrn Willibald, dem Deutschen, meinem besten Freunde.

Mein sehr geliebter Willibald. Am 13. dieses Monats erhielt ich durch Euren Stephan einen Brief von Euch mit einer Verghetta [offenbar einem kleinen Ring] darin, wofür ich Euch unendlich danke: für diese großmütige Freigebigkeit und daß Ihr Eure Liebe zu mir nicht vergessen habt. Ich ersehe daraus, daß Eure Zuvorkommenheit die meine weit übertrifft, doch hoffe ich, meine Zögerlichkeit [im Briefeschreiben] durch eine um so größere Zuvorkommenheit zu vergelten, obgleich ich bis jetzt nicht aus Nachlässigkeit säumig war, sondern aufgrund äußerst widriger Umstände. Denn meine Liebe zu Euch ist wohl kaum zu übertreffen: Ich trage Euch unaufhörlich fest in meinem Herzen, und das wird sich niemals ändern, solange ich lebe. Und was ich Euer Edlen versprach, das werde ich halten, wie ich glaube, daß es Euch noch einmal offenbar werden wird. Ich wünsche mir Glück, daß Ihr eine Frau nehmen wollt, weil ich Euer Vergnügen, Euer Wohlsein ganz als das meine betrachte. Freilich, ich Arme, wie gern würde ich Eures lieben Umgangs genießen! Ich Unglückliche, daß ich einen solchen Schatz, daß ich mit Euch meinen Spiegel verloren habe! Nachdem Ihr fort wart, bin ich solchen Nachstellungen ausgesetzt gewesen, und am meisten von Euren Freunden, daß dies eine ganz unerhörte Sache ist, wie ich Euch in aller Kürze erzählen will. Jener Giovanni Maria da Sale hat sich mir gegenüber besonders bedrohlich verhalten, denn er wollte mich auf jede Weise für sich haben. Und gleichermaßen der Graf Matteo. Giovanni Maria sagte mir, Euer Edlen hätten mich an ihn verkauft, was ich aber niemals glauben werde. Aber er hörte nicht auf, mich in jeder Weise Tag und Nacht zu bedrängen und zu belästigen. Besonders, wenn ich mit Eurem Vetter [...] nach Hause ging, kam Giovanni Maria mit dem Grafen Matteo und großer Begleitung, und sie verfolgten mich, um mich zu haben, auf jede Weise, denn sie wurden über meinen Ausgang allemal benachrichtigt von jener Verräterin, der Rosina, Eurer Wäscherin. [...] Nun aber nichts mehr, als daß ich mich empfehle dem Herzen und der Seele dessen, ohne den ich nicht leben kann. Und ich bitte Euch, wolle mich lieben mit Eurer gewohnten vormaligen Liebe, dieweil auch ich nichts anderes tun kann. Geschrieben in Pavia am 14. September 1495.

Eure geliebte Bernardina hat unterschrieben und empfiehlt sich neuerlich.“³⁵

³⁴ *Willibald Pirckheimers Briefwechsel*, zuletzt erschienen: Bd. 7 [1528–1530], bearb. und hg. von Helga Scheible, München 2009.

³⁵ Deutsche Übersetzung von Emil Reicke, mit kleineren Änderungen (und mit Ergänzung fehlender Passagen) zitiert nach Willehad Paul Eckert und Christoph von Imhoff: *Willibald Pirckheimer. Dürers Freund im Spiegel seines Lebens, seiner Werke und*

Als Kontrast sei ein zweites und letztes Mal aus dem eingangs erwähnten Themenheft *Liebesbriefe* zitiert, wo die Geschichte dieses Briefftypus wie folgt erzählt wird:

„Während sich die Wurzeln des Mediums Brief bis 400 Jahre vor Christus zurückverfolgen lassen (damals schrieb bzw. ritzte man Mitteilungen in Bleitafelchen), gab es bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts praktisch keine Liebesbriefe. Denn Liebesbriefe sind private Briefe. Bis zum 18. Jahrhundert wurden Briefe jedoch fast ausschließlich zur amtlichen und militärischen Nachrichtenübermittlung genutzt. Der Privatbrief wurde erst langsam entdeckt: Die Spur führt über das Frauenzimmer (im doppelten Wortsinn). Wie sollen Frauen schreiben lernen, wenn nicht bei der Lektüre von Romanen? Die Romane handeln meist von den (noch) unrealistischen Träumen romantischer Seelen[...]. Die Frauen übertragen diese Wunschvorstellungen der Romane auf ihre Briefe, so entsteht der Liebesbrief.“³⁶

seiner Umwelt, Köln 1971, S. 326f. Vgl. den italienischen Originaltext in *Willibald Pirckheimers Briefwechsel*, Bd. 1 [1491–1507], hg. von Emil Reicke, München 1940, S. 25–28 Nr. 4 (die gelegentlichen sic-Verweise und einige in den Text eingefügte Erläuterungen Reickes werden nicht wiedergegeben): „Celeberrimo ac eximio domino Belibaldo Allemano, amicorum optimo. – Amantissimo et signor mio, miser [= messere] Belibaldo. A tredici di delo presente mese io ho ricevuta una vostra littera cum certa vergeta dentro a me summamente charissimae da miser Stephano vostro [...], per le quale io referisco infinitae gratiae a la generosa liberalitate et amore non oblivioso vostro verso de me. Unde certo è, che la vostra cortesia molto excede la mia; pur spero de recompensare la tarditate mia cum mazore cortesia, benchè perfinhora non habia pretermisso questo per mia negligentia, ma per adversitate molto contrariae. Nondimanco de amore credo cum supportatione, [che] non sia exceduta da vostra generositate, imperho[chè] continuamente ve porto fixo nel core, et mai questo si poterà dissolvere, finchè viverò. Et ciò, io promisi a vostra generositate, mai se rumperà, como credo una volta a quella melio sarà veramente manifesto. Io me congratulo, che quella volia piliare don[n]a, imperochè tuto lo vostro piacere et bene reputo mio. Nondimanco, hei me, quanto voluntiere vederia et frueria vostra dolce conversatione. Infelice et mischinella mi, quando io persi tanto thesoro et specchio mio. Imperochè dopoi se parteti vostra generositate da noi, tante persecutione sono state fatti a me et maxime dali familiari et benevoli vostri, che è cosa admiranda da fir aldita, como brevemente ve lo narrerò subsequentemente. Quello d[omino] Zoanne Maria da Sale è stato molto a me infesto, che me voleva ad ogni modo. Et similiter lo conte Matheo. Imperochè esso d[omino] Zoanne Maria diceva, che vostra generositate haveva me venduta a lui, la quale cosa mai io lo volse credere. Et pertanto non cessava di e nocte cum ogni modo de sollicitarme a darne noglia. Et maxime andando io a casa mia cum vostro cognato [...], esso d[omino] Zoanne Maria cum lo conte Mathe[o] et grande compagnia me perseguiterono per volerme ad ogni modo, imperochè erano stati avisati da quella traditrice Rosina, lavandera vostra, de lo mio partire[...]. Non altro. Io me ricomando a la anima, a lo core, a quello, sentia lo quale io non posso vivere; et prego, che me volia amare de lo solito et pristino amore, imperochè io non altro poteria fare. Scripta in Pavia, adi 14. Septembrio 1495. – La vostra dilecta Bernardina ha sottoscritto et se ricomanda iterum.“

³⁶ *Post + Schule: Liebesbriefe* (wie Anm. 1), S. 6. Als Korrektiv zu dieser verqueren

Es bleibt unklar, nach der wievielten Flasche Rotwein dieser von der Deutschen Post und der Stiftung Lesen gemeinsam verantwortete und für die Köpfe bedauernswerter Jugendlicher bestimmte Text eigentlich geschrieben worden ist. Mag das Thema Briefe kulturgeschichtlich auch noch so interessant sein, in diesem Fall bleibt zu hoffen, dass die Unterrichtsmaterialien das Schicksal vieler anderer moderner Textsammlungen teilen – und nahezu von niemandem gelesen werden.

Doch noch einmal zurück zu Willibald Pirckheimers Briefwechsel: Die frühesten erhaltenen Stücke dieser Korrespondenz – drei Briefe an seinen Vater Dr. Hans Pirckheimer sowie das Schreiben der unglücklichen Bernardina – stammen sämtlich aus Italien und sind thematisch so fesselnd und aufschlussreich, dass sie ihren Herausgeber zu einer ausgedehnten Kommentierung, zu mehreren langen Exkursen sowie zum ergänzenden Abdruck zahlreicher lateinischer Aufzeichnungen und Gedichte aus Pirckheimers italienischer Studienzeit angeregt haben. Obwohl die fraglichen vier Briefe nicht übermäßig lang sind, füllen sie mit allen Exkursen und Anhängen nicht weniger als die ersten sechzig Seiten von Emil Reickes Edition.³⁷ Die Geldgeber und wissenschaftlichen Supervisoren pflegen bei einer solchen editorischen Akribie für gewöhnlich feuchte Hände zu bekommen, weil in ihrem Unterbewusstsein die Worte Wilhelm Buschs nachklingen: „Aber wehe, wehe, wehe! / Wenn ich auf das Ende sehe!“³⁸

Ein häufig eingeschlagener und durchaus praktikabler Weg bei der Begehung und Urbarmachung ausgedehnter Briefwechsel ist daher die Teiledition. In manchen Fällen hat dieses Verfahren allerdings dazu geführt, dass geschlossene Überlieferungen zerrissen und eigentlich wünschenswerte Gesamteditionen auf Dauer verhindert worden sind. Ein eindrückliches und geradezu abschreckendes Beispiel hierfür bildet der für die Geschichte des südwestdeutschen Humanismus zentrale und von großer sprachlicher Eleganz geprägte Briefwechsel des 1527 im Alter von nur vierzig Jahren verstorbenen Ravensburger Gräzisten und Priesters Michael Hummelberger. Auf Veranlassung seines Bruders, des Arztes Gabriel Hummelberger, wurde diese Korrespondenz postum abschriftlich in einen stattlichen Foliokodex übertragen, der in den Besitz des Augsburger Humanisten Konrad Peutinger und über die Bibliothek des Augsburger Jesuitenkollegs später in die Bayerische Staatsbibliothek nach München gelangt ist, wo er noch heute als Codex Latinus Monacensis 4007 aufbewahrt wird.

Darstellung vgl. etwa die Anthologie *Liebesbriefe großer Frauen*, hg. von Sabine Anders und Katharina Maier, Wiesbaden 2009 (mit Texten von Heloisa bis Paula Modersohn-Becker, 12.–19. Jahrhundert).

³⁷ *Pirckheimers Briefwechsel*, Bd. 1 (wie Anm. 35), S. 1–60 Nr. 1–4.

³⁸ Wilhelm Busch: *Max und Moritz. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen*, Erstveröffentlichung München 1865, Vorwort.

Der Wiener Historiker und Philologe Adalbert Horawitz (1840–1888) hat von den 320 in diesem Kodex vereinigten Briefabschriften in den Jahren 1875–1886 immerhin knapp zwei Drittel (208) zum Druck befördert, allerdings verteilt auf nicht weniger als fünf Publikationen: die ersten 23 Briefe aus Hummelbergers frühen Jahren im Anhang einer biographischen Skizze des Humanisten, die nächsten 45 Briefe in einer Abhandlung zur Biographie und Korrespondenz Reuchlins, dann weitere 41 Briefe unter dem Titel *Analecten zur Geschichte des Humanismus in Schwaben* sowie ein Jahr später 72 weitere Briefe unter dem Titel *Analecten zur Geschichte der Reformation und des Humanismus in Schwaben* und schließlich noch einmal 27 Briefe innerhalb des zusammen mit Karl Hartfelder herausgegebenen Briefwechsels von Beatus Rhenanus.³⁹ Im Rahmen der Editionen weiterer Korrespondenzen (vor allem derjenigen Aleanders, Ambrosius und Thomas Blarers, Melanchthons, Peutingers und Pirckheimers) gelangten noch andere Stücke in den Druck. Viele Dutzende von Briefen blieben aber unbeachtet; sie sind bis heute nicht ediert worden. Und angesichts der weit vorangeschrittenen Ausbeutung und ‚Modularisierung‘ von Clm 4007 ist auch eher nicht zu erwarten, dass es in den nächsten Jahren zu einer Edition der noch fehlenden Stücke kommen wird.⁴⁰

Mit wieviel Herzblut die Anlage von Briefbüchern wie dem Hummelberger-Kodex im 15. und 16. Jahrhundert verbunden war, können exempli gratia die Briefsammlungen des deutschen ‚Erzhumanisten‘ Konrad Celtis und des Otobereurer Benediktiners Nikolaus Ellenbog verdeutlichen. Der von Celtis selber angelegte und redigierte Codex Epistolaris (der heutige Codex Latinus 3448 der Österreichischen Nationalbibliothek Wien) bildet eine Sammlung von 266 an ihn selbst adressierten, besonders aussagekräftigen Briefen, die den Poeta doctus als Mittelpunkt eines weitgespannten Netzwerks von Personen und Themen erscheinen lassen. Bemerkenswert ist dabei, dass einige – oder vielleicht sogar viele? – dieser Briefe ursprünglich gar nicht an Celtis, sondern nachweislich an andere Personen gerichtet waren und erst im nachhinein mit der Adresse ‚Conrado Celti‘ versehen und teilweise noch weiter umgearbeitet und auch umdatiert worden sind.⁴¹ Nach heutigen Maßstäben hätte man den ‚Erz-

³⁹ Vgl. Johannes Reuchlin: *Briefwechsel*, bearb. von Matthias Dall'Asta und Gerald Dörner, Bd. 3: 1514–1517, Stuttgart-Bad Cannstatt 2007, S. LV mit Anm. 160.

⁴⁰ Sollte sich aber wider Erwarten doch noch jemand dieses ‚Supplementum Hummelbergii Epistolicum‘ annehmen wollen: In der Einleitung zum dritten Band des Reuchlin-Briefwechsels (ebd., S. LIV–LXVII) ist der Inhalt von Clm 4007 mit expliziten Hinweisen auf die noch unedierten Stücke genau beschrieben.

⁴¹ Ein instruktives Beispiel (zwei ursprünglich an den niederländischen Humanisten und Arzt Dirk van Ulsen [Theodoricus Ulsenius] gerichtete Briefe) bei Stefano Di Brazzano: *Pietro Bonomo (1458–1546). Diplomatico, umanista e vescovo di Trieste, La vita e l'opera letteraria*, Triest 2005, S. 446–448 Nr. 30, und S. 552–554 Nr. 4 (vgl. meine

humanisten‘ auch im Hinblick auf einige seiner Dichtungen wohl längst als ‚Erzplagiator‘ bezeichnen⁴² und womöglich sogar ein offizielles Verfahren zur Aberkennung seines Dichterlorbeers einleiten müssen.

Ähnlich sorgsam wie Celtis, aber ohne dabei zu plagieren, hat Nikolaus Ellenbog, einer der Protagonisten in Harald Müllers 2006 erschienener Monographie zum Klosterhumanismus,⁴³ seinen Briefwechsel mit Verwandten, Freunden, vor allem aber mit den führenden deutschen Humanisten seiner Zeit gesammelt, in Bücher von jeweils hundert Stücken eingeteilt und selber fein säuberlich ins Reine geschrieben.⁴⁴ Der bereits 1517 fertiggestellte Kodex mit den Briefbüchern I und II wurde ihm 1525 während des Bauernkriegs zusammen mit anderen Aufzeichnungen gestohlen. Ellenbog klagt darüber in einem Brief an seine Schwester Barbara, die Äbtissin des Zisterzienserinnenklosters Heggbach, und tröstet sich mit Formulierungen, die an Hiob 1, Vers 21, angelehnt sind:

Rezension in den *Wolfenbütteler Renaissance-Mitteilungen* 30 [2006], S. 158–166, hier S. 163–165 mit Anm. 7). Zur „Anverwandlung“ fremder Briefe durch Celtis siehe auch *Pirckheimers Briefwechsel*, Bd. 1 (wie Anm. 35), S. 185 f Nr. 56 (ein ursprünglich an Willibald Pirckheimer gerichteter Brief von Gianfrancesco Pico della Mirandola, der Celtis von Pirckheimer abschriftlich zugeschickt worden war und dem Codex Epistolaris in analoger Weise einverleibt wurde, indem Celtis sich selbst als Adressaten angab und im Text weitere kleinere Änderungen vornahm). In Rupprichs Edition von Celtis’ Briefwechsel sind diese Plagiate noch nicht als solche gekennzeichnet, vgl. *Der Briefwechsel des Konrad Celtis*, hg. von Hans Rupprich, München 1934 (Humanistenbriefe 3), S. 191 f Nr. 115, S. 400 f Nr. 240, und S. 524–526 Nr. 291. Bei zwei Briefen der Klarissin Caritas Pirckheimer an ihren Bruder Willibald, die Celtis ebenfalls als vermeintlich an ihn selbst gerichtete Schreiben seinem Codex Epistolaris eingegliedert hat, sind aber auch Rupprich schon Zweifel gekommen, vgl. ebd., S. 526–528 Nr. 292 und S. 528 f Nr. 293 mit Anm. 1: „Dem Inhalt nach ist der Brief nicht an Celtis, sondern an Willibald Pirckheimer gerichtet. [...] Da der Brief aber im Cod. ep. steht [und dort ‚Conrado Celti‘ adressiert ist], sei er hier, ebenso wie Nr. 292, nicht zuletzt der Vollständigkeit halber, abgedruckt.“ Siehe auch Klaus Arnold: *Warum schrieben und sammelten Humanisten ihre Briefe? Beobachtungen zum Briefwechsel des Benediktinerabtes Johannes Trithemius (1462–1516)*, in: *Adel – Geistlichkeit – Militär. Festschrift für Eckardt Opitz zum 60. Geburtstag*, Bochum 1999, S. 19–32, hier S. 21 f (zu Celtis’ Codex Epistolaris, jedoch ohne einen Hinweis auf die mehrfache Vertauschung der Adressaten).

⁴² Zu diesem allgemeineren Themenbereich Plagiat und geistiges Eigentum bei Celtis siehe Kurt Adel: *Die Arbeitsmethoden des Konrad Celtis*, in: *Codices manuscripti* 3 (1977), S. 1–13. Vgl. auch Jörg Robert: Artikel *Celtis, Konrad*, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, hg. von Franz Josef Worstbrock, Bd. 1, Berlin – New York 2008, Sp. 375–427, hier Sp. 415 (zeitgenössischer „Plagiat-Skandal“) und 422 f (zum Briefwechsel).

⁴³ Harald Müller: *Habit und Habitus. Mönche und Humanisten im Dialog*, Tübingen 2006 (Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe 32).

⁴⁴ Vgl. Reuchlin: *Briefwechsel*, Bd. 2 (wie Anm. 25), S. XXXI–XXXIII, und Bd. 3 (wie Anm. 39), S. LXX f.

„Dass Du mir Dein Mitgefühl für das gesamte uns von den Bauern zugefügte Unrecht, ganz besonders aber für die gestohlenen Bücher aussprichst, entspricht in allem meinen eigenen Empfindungen. Ich für meine Person trage nämlich an kaum einem Schaden schwerer als an dem Diebstahl der Bücher. [...] Gestohlen wurden mir zwei Briefbücher, in denen zweihundert von mir gesammelte Briefe enthalten sind, aber auch verschiedene Predigten und einige Psalmenerklärungen. Der Herr hat's gegeben, auf dass ich es herausgebe [lateinisch: ‚dedit, ut ederem‘], der Herr hat's aber auch gegeben, dass sie genommen werden [‚dedit etiam, ut aufer(ri)entur‘]; der Name des Herrn sei gelobt.“⁴⁵

Der Verlust der eigenen gelehrten Korrespondenz scheint für Ellenbog also eine existentielle Prüfung von geradezu hiobschem Ausmaß gewesen zu sein! Jedenfalls bildeten derartige Briefsammlungen, wie sie Hummelberger, Celtis, Ellenbog und andere Vertreter und Freunde der ‚studia humanitatis‘ anlegten, häufig zentrale Instrumente zur Schärfung ihrer intellektuellen Identität und zur Begründung einer dauerhaften Memoria, knüpften sie doch in ‚imitatio‘ und ‚aemulatio‘ mehr oder weniger deutlich an die antiken Briefsammlungen eines Cicero oder Plinius des Jüngeren an.

Gerade diese beiden gleichsam kanonischen Vorbilder kritisiert Michel de Montaigne im ersten Buch seiner erstmals 1580 publizierten *Essais*:

„Nichts verrät bei Männern von solchem Rang [wie Cicero und dem jüngeren Plinius] eine würdelosere Gesinnung, als daß sie aus ihrer geschwätzigen Schönrederei großen Ruhm schlagen wollten, für diesen Zweck selbst die an ihre Freunde gerichteten Privatbriefe verwendeten und dabei so weit gingen, einige Schreiben, die zum Verschicken nicht mehr aktuell genug waren, dennoch zu veröffentlichen – mit der famosen Ausrede, sie hätten ihre nächtelange Arbeit nicht umsonst verrichten wollen. Steht es zwei römischen Konsuln als höchsten Beamten einer weltbeherrschenden Republik nicht großartig zu Gesicht, ihre Mußstunden damit zu verbringen, daß sie ein hübsches Sendschreiben dreheln und zusammenbasteln, um sich so den hohen Ruf zu erwerben, sie verstünden sich gut auf die Sprache ihrer Amme? Könnte ein simpler Schulmeister verwerflicher handeln, der auf diese Weise seinen Lebensunterhalt verdiente?“⁴⁶

⁴⁵ Übersetzung M. Dall'Asta. Lat. Originaltext in Nikolaus Ellenbog: *Briefwechsel*, hg. von Andreas Bigelmair und Friedrich Zoepfl, Münster in Westfalen 1938 (Corpus Catholicorum 19/21), Buch IV, S. 208 f Nr. 37 (vom 19. Januar 1526): „Quod condoles nobis de omni iniuria a rusticis nobis illata inprimisque de libris ablatis, mecum per omnia sentis. Ego enim vix aliud damnum gravius fero quam librorum iniuriam. [...] Ablati sunt mihi duo libri epistolarum, quos collegi continentes epistolas ducentas, sed et homiliae diversae et nonnullorum psalmorum interpretaciones. Dominus dedit, ut ederem, dedit etiam, ut auferentur[!]; sit nomen Domini benedictum.“

⁴⁶ Michel de Montaigne: *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett, Frankfurt am Main 1998, Buch I, S. 129 Nr. 40 (Betrachtung über Cicero). Französischer Originaltext: „Mais cecy surpasse toute bassesse de cœur, en personnes de tel rang [comme Cicéron et Pline], d'avoir voulu tirer quelque principale gloire du caquet et de la parlerie, jusques à y employer les lettres privées écrites à leurs amis: en maniere que, aucunes ayant failly leur saison pour estre envoyées, ils les font ce neantmoins publier avec cette digne excuse qu'ils n'ont pas voulu perdre leur travail et veillées. Sied-il pas bien à deux consuls Romains, souverains magistrats de la chose

Bei aller Distanz zur Epistolomanie der Renaissance räumt der an dieser Stelle reichlich arrogant wirkende Montaigne immerhin ein: „Die Italiener verstehen Briefe großartig zu drucken. Ich besitze davon, glaube ich, hundert verschiedene Bände.“⁴⁷ Einen solchen gedruckten Briefband erhielt er Anfang November 1580 in Venedig. Es handelte sich um die gerade erschienenen *Lettere familiari* der venezianischen Kurtisane Veronica Franco, eine für die Sozialgeschichte nicht nur der Lagunenstadt ungeheuer aufschlussreiche Briefsammlung. Ob Montaigne diese in volgare verfassten Briefe aufmerksam gelesen hat, ist nicht überliefert; dass Veronica Franco ihm den Druck durch einen Diener überreichen ließ, notierte er jedoch im Tagebuch seiner Italienreise.⁴⁸

Der Begründer und unbestrittene Meister der italienischsprachigen Briefliteratur des Cinquecento war Pietro Aretino, dessen weitgespannte Korrespondenz mit weltlichen Herrschern, Kirchenfürsten, Künstlern, Literaten und anderen einflussreichen Persönlichkeiten seiner Zeit Tausende von Briefen umfasste, die ab 1538 in zahlreichen Bänden und noch zahlreicheren Auflagen den italienischen Buchmarkt überschwemmt.⁴⁹ Mit Montaigne teilte Aretino die Verachtung für die antikisierende Briefstellerei der Humanisten und deren Orientierung an den Mustern der römischen und griechischen Kunstprosa. Und mehr noch: Er kokettierte sogar mit seiner Unbildung in Fragen der Klassik, ließ sich aber als „Condottiere der Feder“ seine Briefe in Form von Geschenken und finanziellen Gunstbezeugungen gut bezahlen. Durch dieses Geschäftsmodell wurde Aretino nicht nur zur „Geißel der Fürsten“, die vor seinen auf Insiderkenntnissen beruhenden Enthüllungen auf der Hut sein mussten, sondern

publique emperiere du monde, d'employer leur loisir à ordonner et fagoter gentiment une belle missive, pour en tirer la reputation de bien entendre le langage de leur nourrisse? Que feroit pis un simple maistre d'école qui en gaignat sa vie?“ (Michel de Montaigne: *Les Essais*, hg. von Pierre Villey, Paris 1992, Bd. 1, S. 249).

⁴⁷ Ebd., Buch I, S. 131 Nr. 40. Französischer Originaltext: „Ce sont grands imprimeurs des lettres que les Italiens. J'en ay, ce crois-je, cent divers volumes“ (Montaigne: *Les Essais* [wie Anm. 46], S. 253). Vgl. das Verzeichnis der Briefsammlungen (Primärliteratur) bei Claudia Ortner-Buchberger: *Briefe schreiben im 16. Jahrhundert. Formen und Funktionen des epistolaren Diskurses in den italienischen ‚libri di lettere‘*, München 2003 (Humanistische Bibliothek Reihe I, Bd. 53), S. 203–206, sowie die Rezension in: *Romanische Forschungen* 118 (2006), S. 401–403.

⁴⁸ Vgl. Margaret F. Rosenthal: *The honest courtesan. Veronica Franco, citizen and writer in sixteenth-century Venice*, Chicago – London 1992, S. 116–119. Zum weiteren Kontext siehe Meredith Kennedy Ray: *Writing gender in woman's letter collections of the Italian Renaissance*, Toronto u. a. 2009.

⁴⁹ Moderne Ausgabe: Pietro Aretino: *Lettere*, hg. von Paolo Procaccioli, Buch 1–6, Rom 1997–2002; *Lettere scritte a Pietro Aretino*, hg. von Paolo Procaccioli, Buch 1 und 2, Rom 2003 und 2004.

er galt schon einem Jacob Burckhardt als ein „Urvater der Journalistik“⁵⁰ und erscheint heute fast schon als Prototyp des modernen Klatschreporters.⁵¹ Als seine Heimatstadt Arezzo aus Anlass von Aretinos 450stem Todestag 2006 eine Gedenkmünze in Auftrag gab, zierten daher die traditionellen Arbeitsgeräte des modernen Reporters deren Rückseite.⁵²

Ein besonderes Interesse beanspruchen Aretinos Kontakte zu den maßgeblichen Künstlern seiner Zeit. Seine Freunde Tizian und Sebastiano del Piombo haben ihn porträtiert; letzterer mit einem Zettel in der Hand, der gemäß Giorgio Vasari den Namen von Clemens VII. (Giulio de' Medici) trug,⁵³ also vermutlich einem Brief, der vielleicht nicht ganz zufällig in Sebastiano del Piombos etwa zeitgleich entstandenen Porträt dieses Papstes sein Gegenstück findet. Aretinos Briefwechsel mit Michelangelo besticht durch die – vom Künstler allerdings nicht umgesetzten – Anregungen zur Gestaltung des „Jüngsten Gerichts“ in der Sixtinischen Kapelle und durch Aretinos scheinheilige Klagen über die provokante Nacktheit von Michelangelos Figuren, die den Maler vielleicht dazu bewogen haben, seinem Heiligen Bartholomäus Aretinos Züge zu geben, während er sein eigenes Porträt in den verzerrten Gesichtszügen der Haut dieses christlichen Märtyrers andeutete [**Abb. 3**].⁵⁴ Die Carteggi der großen italienischen Renaissance-Maler sind für den Kunsthistoriker bis heute eine

⁵⁰ Jacob Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, Leipzig ²1869, ND Darmstadt 1955 (Gesammelte Werke 3), S. 113.

⁵¹ Vgl. die Biographien von Christopher Cairns: *Pietro Aretino and the Republic of Venice. Researches on Aretino and his Circle in Venice (1527–1556)*, Florenz 1985; Klaus Thiele-Dohrmann: *Kurtisanenfreund und Fürstenplage. Pietro Aretino und die Kunst der Enthüllung*, Düsseldorf – Zürich 1998 (populärwissenschaftlich).

⁵² *In utrumque paratus. Aretino e Arezzo, Aretino a Arezzo: In margine al ritratto di Sebastiano del Piombo – Atti del Colloquio internazionale per il 450° anniversario della morte di Pietro Aretino* (Arezzo, 21. Oktober 2006), hg. von Paolo Procaccioli, Rom 2008, S. [4].

⁵³ Giorgio Vasari: *Das Leben des Sebastiano del Piombo*, neu übersetzt von Victoria Lorini, komm. und hg. von Christina Irlenbusch, Berlin 2004, S. 24f. „In der Hand hält der Porträtierte einen Lorbeerzweig und einen Zettel mit dem Namen von Clemens VII., und vorne liegen zwei Masken, von denen die eine als Zeichen der Tugend schön ist und die andere häßlich als Sinnbild des Lasters. Dieses Gemälde macht Messer Pietro Aretino seiner Vaterstadt zum Geschenk, deren Bevölkerung es im öffentlichen Ratssaal ihres Stadtparlaments anbrachte und dadurch dem Andenken ihres geistreichen Mitbürgers Ehre erwies.“ Der Name des Papstes ist auf dem Gemälde auch heute noch lesbar, vgl. Enrico Parlato: *Pietro Aretino ritratto da Sebastiano del Piombo, „stupendissimamente“ descritto da Giorgio Vasari*, in: *Aretino e Arezzo* (wie Anm. 52), S. 207–225, hier S. 212.

⁵⁴ Vgl. Sergio Ortolani: *Pietro Aretino e Michelangelo*, in: *L'arte* 25 (1922), S. 15–26; Thiele-Dohrmann: *Aretino* (wie Anm. 51), S. 149–162; Paolo Procaccioli: *Pietro Aretino e Sebastiano del Piombo. Un'amicizia a termine e l'ombra di Michelangelo*, in: *Aretino e Arezzo* (wie Anm. 52), S. 133–166, hier S. 151 f mit Anm. 30 (weitere Literatur).

wichtige Fundgrube;⁵⁵ erst 2012 erschien eine neue, reich kommentierte Edition von Tizians Korrespondenz.⁵⁶

Ein letzter kurzer Blick auf die Malerei des 16. Jahrhunderts zum Thema Brief soll dem berühmten Porträtdiptychon des flämischen Malers Quinten Massys gelten, in dem Ciceros klassische Definition des Briefes als eines „Gespräches räumlich getrennter Freunde“ („colloquium amicorum absentium“)⁵⁷ kongenial umgesetzt erscheint: Das 1517 gemalte Doppelpor­trät stellt Erasmus beim Schreiben dar, der von dem ihm zugewandten Petrus Aegidius (Pieter Gillis), dem Antwerpener Stadtschreiber, über einen gerade eingetroffenen Brief ihres gemeinsamen Freundes Thomas Morus informiert wird, den der Stadtschreiber – in den verschiedenen Fassungen des Bildes mal gefaltet, mal gerollt – in der linken Hand hält. Die Porträts waren ein Geschenk für den in London lebenden Morus, der sie mit großer Dankbarkeit als glänzende Zeugnisse aufrichtiger ‚amicitia‘ auffasste.⁵⁸ Nur noch am Rande sei erwähnt, dass

⁵⁵ Vgl. insbesondere *Il Carteggio di Michelangelo*, hg. von Paola Barocchi und Renzo Ristori, 5 Bde., Florenz 1965–1983; *Il Carteggio indiretto di Michelangelo*, hg. von Paola Barocchi, Kathleen Loach Bramanti und Renzo Ristori, 2 Bde., Florenz 1988 und 1995. Eine anregende Auswahl (in deutscher Übersetzung) bietet Ernst Karl Guhl: *Künstler-Briefe*, 2 Bde., Berlin 1853 und 1856; 2. vermehrte Aufl. von Adolf Rosenberg, Berlin 1880; *Künstlerbriefe der Renaissance*, auf der Grundlage des Werkes von Ernst Guhl ausgew. von Wilhelm Miessner, Berlin 1913. Für Dürers Briefe siehe neben Albrecht Dürer: *Schriftlicher Nachlaß*, hg. von Hans Rupprich, Bd. 1, Berlin 1956, jetzt auch die Bände des *Pirckheimer-Briefwechsels* (wie Anm. 34 f).

⁵⁶ Tiziano: *L'epistolario*, hg. von Lionello Puppi, mit einem Nachwort von Charles Hope, Florenz 2012. Zu vermeintlichen Gemeinsamkeiten zwischen italienischer Malerei und deutschem Protestantismus vgl. die wahrhaft kulturgeschichtliche Bemerkung Heinrich Heines: „Die Maler Italiens polemisierten gegen das Pfaffentum vielleicht weit wirksamer als die sächsischen Theologen. Das blühende Fleisch auf den Gemälden des Tizian, das ist alles Protestantismus. Die Lenden seiner Venus sind viel gründlichere Thesen als die, welche der deutsche Mönch an die Kirchentüre von Wittenberg angeklebt“ (H. Heine: *Romantische Schule* [1836], Buch 1).

⁵⁷ Cicero, *Oratio Philippica* II 7: „At etiam litteras, quas me sibi misisse diceret, recitavit homo et humanitatis expers et vitae communis ignarus. Quis enim umquam, qui paulum modo bonorum consuetudinem nosset, litteras ad se ab amico missas offensione aliqua interposita in medium protulit palamque recitavit? Quid est aliud tollere ex vita vitae societatem, tollere *amicorum colloquia absentium*? Quam multa ioca solent esse in epistulis, quae, prolata si sint, inepta videantur, quam multa seria neque tamen ullo modo divulganda!“ Vgl. Seneca, *Epistulae morales ad Lucilium* XL 1: „Si imagines nobis *amicorum absentium* iucundae sunt, quae memoriam renovant et desiderium falso atque inani solacio levant, quanto iucundiores sunt *litterae, quae vera amici absentis vestigia, veras notas adferunt*?“ Zur antiken Epistolographie allgemein siehe Klaus Thraede: *Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik*, München 1970 (Zetemata. Monographien zur Klassischen Altertumswissenschaft 48).

⁵⁸ Vgl. Erwin Panofsky: *Erasmus and the Visual Arts*, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 22 c und d; Sabine Söll-Tauchert: *Hans Baldung Grien. Selbstbild-*

Erasmus in Massys' Gemälde gerade an seiner Auslegung von Paulus' Römerbrief arbeitet, womit indirekt ein weiteres berühmtes Stück Briefliteratur ins Spiel kommt, und Morus in dem 1527 entstandenen Porträt Hans Holbeins offenbar ebenfalls einen Brief in Händen hält.⁵⁹

Briefe können auch ein wunderbarer Gegenstand der Satire sein. Zu erinnern wäre hier nicht allein an die *Epistolae obscurorum virorum*,⁶⁰ sondern etwa auch an Erasmus Albers kleine deutsche Flugschrift aus dem Jahre 1524, auf deren Titelholzschnitten mitunter ein vogelfüßiger teuflischer Briefbote in Luthers Schreibstube tritt und dem Reformator den Fehdebrief des Höllenfürsten Luzifer übergibt [Abb. 4].⁶¹ Darin beklagt sich dieser „herr und besitzer der ewigen finstirnuß“ bei dem Reformator, weil der ihm „anfenglich wie einn mönch zugethan gewesen“ sei, nun aber „die Bibel und Evangelibücher erfür“ gezogen habe, „die doch auß“ seinem „befelz und gehyß ettlich hundert iar nitt vil geprauch“ worden seien.⁶² Derlei Aufmüpfigkeit forderte natürlich den entschiedenen Widerstand des Höllenfürsten und seiner papistischen Vasallen heraus, wie uns die mit dem deutschen Kanzleistil munter spielende Satire vorgaukelt.

Auf der Suche nach Briefen des 16. Jahrhunderts stößt man vielfach auf Unerwartetes, etwa auf die noch zahlreich erhaltenen Briefe von Frauen aus dem Harem der osmanischen Sultane, darunter diejenigen Roxelanas (1500/06–1558), der einflussreichen Hauptfrau von Sultan Süleyman I., dem Prächtigen. Darunter befinden sich nicht nur Briefe, die Roxelana an den Sultan schrieb, während dieser sich auf Feldzügen längere Zeit fern von Istanbul aufhielt,

nis und Selbstinszenierung, Köln u. a. 2010, S. 96 f (mit weiterer Literatur). Zur Korrespondenz des Erasmus siehe auch den Tagungsband: *La correspondance d'Erasmus et l'épistolographie humaniste. Colloque international tenu en novembre 1983 / Université Libre de Bruxelles*, Brüssel 1985 (Travaux de l'Institut Interuniversitaire pour l'Etude de la Renaissance et de l'Humanisme 8).

⁵⁹ Siehe Rowlands: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 132 f mit Tafel 55; Bättschmann/Griener: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 155 f (instruktive Bemerkungen zu Massys' Doppelporträt des Erasmus und des P. Aegidius) und 160–164; Buck: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 54–56; Foister: *Holbein* (wie Anm. 14), S. 75, 77, 95 f und 117 mit Abb. 81, 104 und 105.

⁶⁰ Vgl. Gerlinde Huber-Rebenich, Artikel *Epistolae obscurorum virorum*, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520*. Verfasserlexikon, hg. von Franz Josef Worstbrock, Bd. 1, Berlin – New York 2008, Sp. 646–658.

⁶¹ *Absag oder vhed schrift des Hellischen Fürstenn Lucifers, Doctor Martin Luther ietzt zu gesandt*, Speyer, Jakob Schmidt, 1524 (VD16, A 1473); weitere Drucke in Augsburg, Erfurt, Königsberg, Magdeburg, Nürnberg, erneut in Speyer sowie in Zwickau (VD16, A 1468–1472, 1474 und 1475). Vgl. Kenneth A. Strand: *Two Notes concerning Pamphlet Literature of the Reformation Era*, in: *Andrews University Seminary Studies* 24 (1986), S. 173–177.

⁶² Die Orthographie folgt dem (ersten?) Speyrer Druck mit Titelholzschnitt (VD16, A 1473), Bl. A 2a-b.

sondern auch diplomatische Schreiben an europäische Herrscher wie den König von Polen.⁶³ Safiye (1550–1618), die Lieblingsfrau von Sultan Murat III., stand später in intensivem Briefkontakt mit Königin Elisabeth I. von England.⁶⁴ Leslie Peirce hat in seiner 1993 erschienenen Studie über den Harem der Sultane deutlich herausgearbeitet, dass dessen Frauen über das Medium des Briefes grenzüberschreitend wichtige diplomatische Kontakte unterhielten; ja mehr noch: gerade ihre briefliche Kommunikation deutete darauf hin, dass das Osmanische Reich damals in vieler Hinsicht „a member of the greater European diplomatic community“ war.⁶⁵ Die Türkei, der Islam gehören zu Europa. Irgendwo in ähnlicher Form schon mal gehört.

Zu wenig diplomatisch war in diesem Zusammenhang der Heidelberger Theologe Adam Neuser, als er im März 1570 seinen verhängnisvollen Brief an Selim II. aufsetzte, in welchem er verbittert schrieb, er halte den Islam für besser als das Christentum und der Sultan solle getrost Europa erobern, denn dann würden die Christen endlich erkennen, wohin ihre trinitarische Götzendienerei sie gebracht habe. Seinem Verfasser Neuser brachte schon der bloße hochverräterische Briefentwurf eine Verurteilung zum Tode ein, die ihn zur Flucht in den Osten zwang. Als 2011 in der Forschungsbibliothek Gotha eine bislang unbekannte Fassung dieses spektakulären Briefes entdeckt wurde, war die Freude verständlicherweise groß.⁶⁶ Mit einem durchaus vergleichbar lauten Medienecho wurde Ende 2011 die Wiederauffindung eines gemeinsamen Schreibens der Wittenberger Theologen an Herzog Barnim von Pommern

⁶³ Einen guten Zugang zu dieser Thematik bietet Galina Yermolenko: *Roxolana – „The Greatest Empress of the East“*, in: *The Muslim World* 95 (2005), S. 231–248 (mit weiterführender Literatur). Zu Süleyman I. siehe auch André Clot: *Soliman le Magnifique*, Paris 1989; englisch: *Suleiman the Magnificent. The Man, his Life, his Epoch*, übersetzt von Matthew J. Reisz, London 1992.

⁶⁴ Vgl. Leslie P. Pierce: *The Imperial Harem. Woman and Sovereignty in the Ottoman Empire*, New York – Oxford 1993 (Studies in Middle Eastern History), S. 219.

⁶⁵ Vgl. im Zusammenhang ebd.: „Participation in interdynastic diplomacy was not an unprecedented activity for royal woman in states of Turkish origin. It was an old Turkish custom for the ruler to send a female elder of the dynastic family, especially his mother, as emissary to intercede with other rulers. [...] The increasing seclusion of the royal family, men and woman alike, meant that by the sixteenth century Ottoman woman no longer functioned as ambassadors, but through the exchange of letters and gifts they still could create diplomatic channels across borders. Moreover, the more regular presence of European ambassadors in Istanbul in the later sixteenth century created a local arena for diplomatic activity. The majority of royal woman’s contacts were with European rulers and ambassadors; their activities suggest the considerable degree to which the Ottoman Empire was a member of the greater European diplomatic community in these years.“

⁶⁶ Siehe Martin Mulsow: *Der Haupttäter entkam. Ein Fall religiöser Doppelspionage und Koranverehrung*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. April 2011, S. N4.